



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

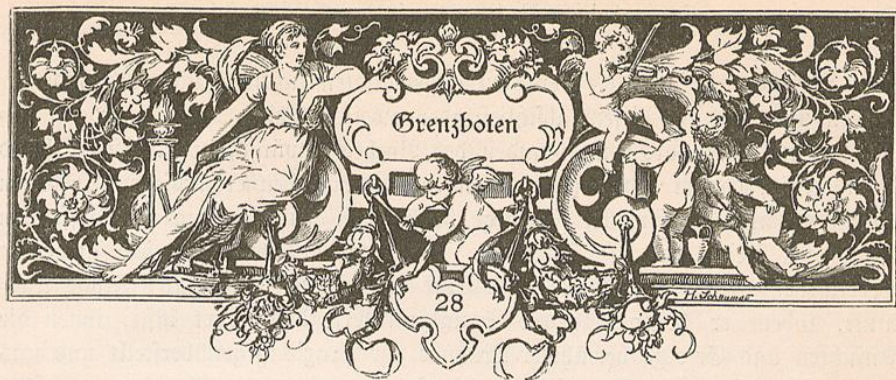
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Patriarchalische Beziehungen in der Großindustrie

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Patriarchalische Beziehungen in der Großindustrie



en patriarchalischen Beziehungen in der Großindustrie nachzugehen, macht sich ein Buch*) zur Aufgabe, in dem wir einen schätzenswerten Beitrag zur Lösung der sozialen Frage begrüßen. Die Ausdehnung des Fabrik- und Maschinenwesens hat eine Art der Produktion geschaffen, bei der wir zwar den gewaltigen Aufschwung unsers wirtschaftlichen Lebens bewundern, aber doch unser Bedauern nicht unterdrücken können, daß so viele soziale Schäden damit Hand in Hand gehen. Sollte jener Aufschwung ohne diese nicht erreicht werden können? Sobald man sieht, wie mit der Ausdehnung der einzelnen Fabriken auch die Unzufriedenheit der Arbeiter, die Neigung zur Selbsthilfe durch Ausstände u. s. w. wächst, selbst da wächst, wo die Leute eigentlich keinen Grund haben, mit ihrer Lage unzufrieden zu sein, so möchte man sich versucht fühlen, die Anhäufung von Arbeitern in einzelnen Betrieben dafür verantwortlich zu machen. Denn mögen sich auch in einzelnen Fabriken, wo die Arbeiter oft nach hunderten, ja nach tausenden zählen, die Exzereien der Sozialdemokratie am freiesten ergehen können, so kann man doch z. B. für den großen Ausstand der Bergarbeiter in Rheinland-Westfalen nicht lediglich sozialdemokratische Aufreizungen verantwortlich machen.

Wie erklärt sich dann aber die Unzufriedenheit? Zur Beantwortung dieser Frage leitet uns das vorliegende Buch an. Schon sein erster Teil, der 1889 erschienen ist und bei der Kritik volle Anerkennung gefunden hat, bot

*) Musterstätten persönlicher Fürsorge von Arbeitgebern für ihre Geschäftsangehörigen. Band II: Die erwachsenen Arbeiter. Von Dr. F. Post, Geh. Reg.- und vortr. Rat im Ministerium für Handel und Gewerbe in Berlin, und Dr. F. Albrecht in Groß-Lichterfelde. Mit 145 Abbildungen. Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt), 1892.

dazu schätzbares Material. Der dort angewandten eigentümlichen Methode begegnen wir auch in diesem abschließenden zweiten Teile, der länger auf sich hat warten lassen, als den Freunden des Buches erwünscht war. Dieser Band ist inhaltlich darum bedeutender, weil er sich mit den erwachsenen Arbeitern und der ihnen gewidmeten Fürsorge beschäftigt; sein Umfang übertrifft den des ersten Teils um das Doppelte. In dem einleitenden Briefe an einen Arbeitgeber giebt der Verfasser über seine Auffassung der sozialen Frage Auskunft, indem er hervorragenden Sozialpolitikern das Wort läßt, ihnen die Ansichten und Erfolge bewährter Männer der Praxis gegenüberstellt und uns so gewissermaßen das Material an die Hand giebt, seine Ansichten auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen.

Der Verfasser sieht die Veranlassung zu den sozialen Mißständen allerdings in der Entwicklung, die unsre Großindustrie genommen hat, und er hält es für notwendig, auf Mittel und Wege zu finnen, wie diese Auswüchse beseitigt werden können, ohne die Großindustrie zu schädigen oder gar lahm zu legen. Am meisten beklagt er das Schwinden persönlicher Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern, dessen Folge völlige Entfremdung, ja stellenweise die Unfähigkeit ist, einander zu verstehen. In dieser Entfremdung sieht er die Hauptursache der Unzufriedenheit; daß sie aber diesen Umfang angenommen hat, kann nur durch beiderseitiges Verschulden erklärt werden. Mag es schwer und nicht jedem gegeben sein, eine große Anzahl von Menschen liebevoll zu übersehen und mit ihnen Beziehungen zu pflegen, so rechtfertigt das doch nicht, so wie es manche thun, in den Arbeitern nur eine Ergänzung der durch sie überwachten Maschinen zu sehen und sie durch eine kalte, sozusagen unpersönliche Art der Behandlung zu verletzen. Aber ebensowenig läßt sich die Gleichgiltigkeit vieler Arbeiter gegen das Gedeihen des Ganzen, dem sie ihren Unterhalt verdanken, rechtfertigen und das völlige Verkennen der Thatsache, daß ein Fabrikbetrieb doch noch etwas mehr bedeutet als ein Mittel zur Gewinnung materieller Werte. Beiden Teilen ist in der Mehrheit das Bewußtsein dessen abhanden gekommen, was der modernen Einrichtung der Fabrik seine sittliche Daseinsberechtigung giebt, daß nämlich — um mit Göhre zu reden — die modernsten und großartigsten Bildungen menschlicher Lebens- und Arbeitsgemeinschaft zugleich bestimmt sind, allen darin beschäftigten, hoch und niedrig, durch ihre Arbeitsbeteiligung und Arbeitsleistung gleich günstige Gelegenheit zur freudigen Bethätigung ihrer geistigen Fähigkeiten und einer harmonischen Ausbildung auch ihrer sittlichen Persönlichkeit zu bieten. Es kann keine großen sozialen Organisationen geben ohne sittliche Gemeinschaft der beteiligten. Doch bis wir zu diesem Ziele gelangen, „handelt es sich um einen Kompromiß zwischen Herrschaftsverhältnissen und dem Ideal der Gleichheit, um konventionelle Formen des Verkehrs, des Vertragsabschlusses, der Disziplin, die das erwachende berechnete Selbstbewußtsein der untern

Klassen schonen, aber den erziehenden, leitenden Einfluß der höhern Klassen erhalten; es handelt sich darum, das Herrschaftsverhältnis zu einem Erziehungsverhältnis umzugestalten, den größern Einfluß der obern Klassen dahin zu leiten, daß er nicht bloß zu größerm Besitzerwerb und Lebensgenuß benutzt, sondern als ein verantwortliches Amt, als ein Beruf mit schwer wiegenden Pflichten aufgefaßt wird.“

Die Ausgleichung der schroffen Gegensätze ist nicht leicht, doch verzweifelt der Verfasser nicht an ihrer Möglichkeit. „Alle diese Schäden — fragt er — sollen also nur mit meinem »Patriarchalismus« kurirt werden? Patriarchalismus, ein Gewand für beinahe eben so viele Begriffe wie das Wort sozial! Der von mir gemeinte will Befreiung, nur keine Emanzipation, will erlösen, nicht loslösen, will kein Unterthanen-, sondern echtes Vasallentum.“ Dieses hat mit dem feudalen, patriarchalischen Verhältnis, das, wie die Sozialdemokratie sagt, das ganze Mittelalter hindurch für Hörige und Leibeigene geherrscht hat, nichts zu thun, sondern es soll ein Band sein, das den Arbeiter mit dem Arbeitgeber verknüpft, wie den erwachsenen Sohn mit dem Vater. Ein solches verbessertes und veredeltes Patriarchentum ist noch für lange Zeit das einzig richtige Erziehungsmittel, wie überhaupt gewisse Elemente des patriarchalischen Zustandes so lange in der Welt fort dauern werden, bis die Bildung und Gefittung der untern Klassen gänzlich anders geworden ist.

In diesem Sinne nun geht der Verfasser den patriarchalischen Beziehungen in der Großindustrie nach, und mehr als zweihundert „Musterstätten,“ die er zum größten Teile auf wiederholten Besuchen genau kennen gelernt hat, gaben ihm das Material an die Hand. Der Umfang dieses Materials ist staunenswert. Der Verfasser würde uns mit einem höchst verdienstlichen Werke beschenkt haben, selbst wenn er sich auf die Schilderung dieser Musterstätten beschränkt hätte. Er hat aber auch eine Einleitung vorausgeschickt, die etwa ein Fünftel des starken Bandes umfassend, in neun Abschnitten die verschiedenen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern bespricht und auf das hin prüft, was sie für den sozialen Frieden bedeuten.

Ein Annäherung wird am besten wieder auf dem Boden gemeinsamer Thätigkeit erreicht werden. Darum beginnen die Untersuchungen mit den „Arbeiterschüssen.“ Gelingt es, für diese die richtige Zusammensetzung zu finden, so sind sie das beste Vermittlungswerkzeug zwischen Arbeitgeber und Arbeiter. Es ist selbstverständlich, daß dem Ausschuß kein Anteil an der technischen und finanziellen Leitung des Betriebes zusteht. Aber wenn er bei allen das Wohl der Arbeiter betreffenden Fragen zu Rate gezogen wird, wenn er an der „Fabrikordnung“ mitarbeitet, so ermöglicht er ein ersprießliches Zusammenwirken, das sich weit über die Grenzen der materiellen Interessen beider Teile hinaus erstreckt. Unbegreiflicherweise wollen viele Arbeitgeber von den Ausschüssen nichts wissen; einigen erscheinen sie überflüssig, andern gefährlich.

Erklärlicher ist der Haß, womit die Sozialdemokratie die Arbeiterausschüsse, dieses „Feigenblatt des Feudalismus,“ beehrt. Unbeirrt dadurch tritt der Verfasser, gestützt auf die Erfahrungen seiner Patriarchen, für die Ausschüsse ein, da sie dem Arbeiter Gelegenheit geben, sich auszusprechen und vorhandne Mißstände offen zu berühren, zum Vorteil des Unternehmers, dem sie sonst vielleicht nie zu Ohren kommen würden. Weit entfernt also, Zündstoff zu häufen, tragen die Ausschüsse dazu bei, Zündstoff zu beseitigen. Auch finden die befähigten unter den Arbeitern hier ein natürliches Feld der Bethätigung und der Befriedigung berechtigten Ehrgeizes. Wie soll es auch, zumal in umfangreichen Betrieben, dem Arbeitgeber anders möglich sein, verloren gegangne Beziehungen wieder oder gar nicht vorhanden gewesene neu anzuknüpfen! Auch auf die Mitwirkung der Ausschüsse beim Erlaß der Arbeitsordnung kommt viel an. Man kann sich leicht vorstellen, daß die Arbeiter Maßnahmen, die aus sorgfältiger Beratung mit dem Arbeiterausschusse hervorgegangen sind, mit ganz andern Augen ansehen, als einseitig vom Fabrikherrn angeordnete. Sind die Arbeiter an der Festsetzung der Arbeitsordnung beteiligt, so wirkt diese wie ein moralisches Band, das alle umfaßt, und diese Wirkung wird sicherlich dann am wenigsten ausbleiben, wenn die Vorgesetzten ihren Untergebenen in der Erfüllung ihrer Pflichten mit gutem Beispiel vorangehen und so fördernd auf den sittlichen Geist in der Fabrik einwirken.

Zu sehr wichtigen Erörterungen giebt die „Lohnform“ Anlaß, deren glückliche Erledigung nicht bloß aus materiellen Gründen freudig begrüßt werden würde. Vertreter der Theorie und einsichtige Praktiker sind bemüht, an dem Gewinn des Unternehmens die drei Faktoren, auf deren Zusammenwirken es beruht, Intelligenz, Kapital und Arbeit, in richtigem Verhältnis teilnehmen zu lassen. Wenn diese Lösung gefunden wäre, so würde der Ursache der Mißstände und damit den Mißständen selbst ein Ende gemacht sein. Daß eine derartige Gewinnbeteiligung der Arbeiter in dem „Zustandsstaat“ der Sozialdemokratie, wie Stimmen aus diesem Lager offen erklären, nicht durchgeführt werden kann, dürfte schwerlich ein Grund sein, sich mit ihr überhaupt nicht abzugeben. Über die Notwendigkeit, dem Arbeiter im Interesse des Ganzen über seinen gewöhnlichen Wochenlohn hinaus an dem Gewinn des Unternehmens einen Anteil zu sichern, herrscht kaum noch Meinungsverschiedenheit, nur über die richtige Form gehen die Ansichten auseinander. Es kommen Produktivgenossenschaften, Gewinnbeteiligung, Prämien und Akkordlöhne in Frage. Wenn man unter Gewinnbeteiligung, nach der Ansicht des Verfassers, nur die Form versteht, bei der den einzelnen Arbeitern eines Geschäftes ein bestimmter Anteil am Jahresgewinn vertragsmäßig gewährleistet ist, dürfte man ihr den Vorzug geben, sobald man ihre Bedeutung für den sozialen Frieden prüft. Denn während, wie Schmoller erörtert, Prämien und Akkordlöhne den einzelnen zu höchster Leistung, unter Umständen aber auf Kosten der Mitarbeiter und des

Werkes anreizen, giebt die Gewinnbeteiligung jedem den stärksten Antrieb, den Gesamterfolg der Unternehmung, die Gesamtblüte des Hauses zu fördern. Sene lösen gleichsam den Arbeiter von seinen Genossen und vom Geschäft los und steigern seinen Egoismus aufs höchste; diese erinnert den Arbeiter stetig an die Interessengemeinschaft zwischen ihm und seinem Arbeitgeber.

Daß in einem Buche, wie dem vorliegenden, die eigentlichen Wohlfahrtseinrichtungen einen breiten Raum einnehmen, konnte man von vornherein annehmen. Gleichwohl mißt der Verfasser ihre Bedeutung für den sozialen Frieden nicht nach dem materiellen Werte der Zuwendungen, zu denen sich manche Arbeitgeber verstehen, ohne im übrigen ihnen ein besondres Interesse zuzuwenden. Nur aus der verschiednen Art, wie die Wohlfahrtseinrichtungen getroffen und ausgeführt werden, kann man sich erklären, warum dieselben Maßnahmen an der einen Stelle wohl angebracht sind, an der andern sich als unfruchtbar, ja sogar als schädlich erwiesen haben. Sie alle haben, so lautet auch das Urteil der Patriarchen, nur einen halben Wert, ja sie verfehlen vielfach vollkommen ihren Zweck und verletzen und verstimmen, wo sie versöhnen sollten, wenn sie dem Arbeiter auferlegt werden, wenn einfach bestimmt wird: das und das wird eingerichtet, das und das geschieht für euch. Ganz anders wird die Sache, wenn auch hierbei den Arbeitern durch den Arbeiterauschuß eine Mitwirkung eingeräumt wird; aber stets ist wichtig und unerläßlich, daß der Arbeiter aus allem die aus dem Herzen entspringende Bethätigung christlicher Nächstenliebe herausfühlt, und dafür hat er eine sehr feine Empfindung. In den Abschnitten: „Arbeitsstätte,“ „Wohnung“ und „Ernährung und Beschaffung von Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen“ werden die getroffenen Einrichtungen einer sorgfältigen Prüfung unterzogen. In dem Abschnitt über Wohnungen wird ein Gedanke angeregt, dessen Durchführbarkeit nicht kurzweg von der Hand zu weisen sein dürfte. „Darin stimmen wir überein, daß, wenn es möglich wäre, die Industrie aus den großen Städten aufs Land zu werfen, wir ein gutes Teil der sozialen Frage gelöst hätten. Daß dies nicht angeht, wissen wir ebenso gut; aber die Arbeiterschaft aufs Land zu ziehen, so weit sie noch Sinn dafür hat, das ist eine ernste und wichtige Aufgabe, nicht allein aus politischen und sittlichen, sondern auch aus Gesundheitsrücksichten. Gegen die schlechte Fabrikluft, die einseitige Körperstellung u. s. w. giebt es kein besseres Gegenmittel als die Bewegung in frischer Luft. Selbst wenn der Arbeiter einen längern Weg zur Arbeitsstätte und zurück machen muß, ist das keine Last, sondern eine Wohlthat für ihn, die er nur meist nicht zu würdigen weiß. Es giebt Fabrikherren, die, durchdrungen von dieser Überzeugung, ihren Arbeitern zur Bedingung machen, daß sie außerhalb der Stadt wohnen. Voraussetzung für die Durchführung dieser Bestimmung ist allerdings die Einführung der englischen Arbeitszeit, aber es liegen bereits praktische Erfahrungen darüber vor, daß sich die durchgehende Arbeit mit kurzer Mittagspause, in

der die Leute die Möglichkeit haben, einen Teller warme Suppe zu essen, geradezu als vorteilhaft gezeigt hat, daß die Arbeitsleistung, auch wenn die Arbeit früher geschlossen wurde, und der Arbeiter somit einen größeren Teil seiner Zeit daheim zubringen konnte, erhöht wurde.“

Von der Ansicht geleitet, daß eigener Besitz, sei es Geld, Haus oder Garten, auch die Brust des Arbeiters mit Zufriedenheit und Selbstvertrauen erfüllt, und je bescheidener und mühevoller erworben, desto wertvoller und heiliger ist, ein Besitz, den preiszugeben selbst die Hegerceien gewissenloser Agitatoren nicht verleiten können, mit diesen Worten motiviert ein Arbeitgeber den Entschluß, eine Fabriksparkasse für seine Arbeiter zu errichten. Sparen ist eine Kunst, die gelernt sein will, und zu der sich selten jemand aus freien Stücken bequemt. Um so aner kennenswerter sind alle Versuche, den Spar sinn zu wecken und zu erhalten. Darin sind die Patriarchen oft geradezu erfindend. Das nächstliegende und einfachste ist, daß sie den Arbeitern die Spar gelegenheit möglichst erleichtern und sie in den Stand setzen, auch die kleinsten Beträge verzinslich anzulegen. Andre feuern durch Prämien und hohe Verzinsung zum Sparen an; besonders verwerten viele die Jahresprämien und Gewinnanteile, um die Arbeiter zum Sparen anzuhalten. Es kommt vor, daß einzelne nur gegen die Verpflichtung, einen bestimmten Prozentsatz in der Sparkasse niederzulegen, ihre Arbeiter zur Gewinnbeteiligung zulassen. In der Bedeckung des Spar sinns liegt zugleich etwas Erzieherisches. Denn Spar samkeit ist der Weg zur Zufriedenheit, sie fördert Fleiß und Treue und giebt den Arbeitern sittlichen Halt, Mut und Kraft, weiter zu bauen auf dem Boden gesetzgeberischer Fürsorge wie der Selbsthilfe. Ja Spartheoretiker sehen in jedem Sparbuch sogar eine Beglaubigung für den Austritt aus den staats- und gesellschaftsfeindlichen Parteien; eine Spareinlage ist immer ein Damm gegen kommunistische Gelüste.

Deshalb wird man es dem Patriarchentum, wie es vom Verfasser verstanden wird, nicht verargen, wenn es neben der moralischen Einwirkung auch vor einem gelinden Sparzwange nicht zurückschreckt. Denn wenn das Sparen seinen Zweck erreichen soll, so muß gleichzeitig eine gewisse Sperrung des Sparbuches und eine gewisse Norm für die Zeit der Zurückzahlung vorgesehen werden. Allerdings zeigt sich bei Fabriksparkassen eine Schwierigkeit in dem Mißtrauen der Arbeiter, in der Furcht, der Arbeitgeber möchte, sobald er bemerkt, daß sie von ihrem Lohne etwas erübrigen, den Lohn kürzen oder in den Unterstüzungen kargen. Dem gegenüber wird es dem Fabrikherrn nicht schwer werden, den Arbeitern das Gefühl beizubringen, daß er sich freut, wenn sie vorwärts kommen, und daß der am ersten auf Förderung und Unterstützung rechnen kann, der zu sparen weiß. Auch in diesem Falle wird der Arbeiter aus schuß nicht versagen als ein Mittel, mißtrauische Bedenken der Arbeiterschaft von vornherein zu beseitigen. Kommen aber erst die Tage, wo der

Arbeiter durch Alter oder Krankheit ganz oder teilweise am Arbeiten verhindert wird, dann wird er die Segnungen des Spargroschens verspüren, ohne die Bitterkeit des Sparzwanges zu empfinden. Trotz aller staatlichen Fürsorge ist er des Sparens dringend bedürftig.

Es kommen auch Zeiten, wo die Patriarchen über die gesetzliche Verpflichtung hinaus und oft auch ohne diese ihren Arbeitern Zuwendungen zu machen sich verpflichtet fühlen. Solche Zuwendungen wissen manche in eine Form zu kleiden, aus der die persönliche Teilnahme anmutig hervorleuchtet. Doch wenn auch der Verfasser der Opferwilligkeit einzelner die höchste Anerkennung zollt, so tritt er doch warm für die Unterstützungskassen ein, bei denen den Arbeitern, mit der Pflicht der Unterhaltung, auch ein Anteil an der Verwaltung zufällt. Die Gründe dafür liegen nicht weit: sie liegen in der Bethätigung kameradschaftlichen Geistes, die durch die Fürsorge der Arbeitgeber nicht überflüssig gemacht wird. Höher jedoch als jede materielle Zuwendung schlägt es der Arbeiter an, wenn der Fabrikherr dem erkrankten Mitgliede der Fabrikgemeinschaft seine persönliche Teilnahme zuwendet: ein Besuch bei einem erkrankten Arbeiter ehrt nicht ihn allein, sondern berührt zugleich sämtliche Geschäftsangehörige wohlthuend. Und nun erst die wahrhaft großartige Fürsorge für die Hinterbliebenen, von denen das Buch zu berichten weiß! Wie viel freudiger wird der Mann seine Pflicht thun, wie viel treuer dem Hause anhängen, wenn er weiß, daß es den Seinen einst eine sichere Zukunft gewährt, wenn er selbst nicht mehr für sie arbeiten kann!

Auf dem langen Wege durch die Wohlfahrtseinrichtungen in den Musterstätten der Patriarchen sind wir zu dem Schlußabschnitt gelangt, der der „Erholung“ gewidmet ist. In der richtigen Erwägung, daß eine wohlangebrachte Erholungszeit für den einzelnen das beste Mittel ist, neue Kräfte zur Arbeit zu sammeln, und gemeinsame Erholungen ein vorzügliches Mittel, alle in Eintracht zu verbinden, fördern die Patriarchen alle darauf gerichteten Bestrebungen eifrig durch That und That. Manche haben besondere Häuser gebaut, um für alle Feste und Vereinsbestrebungen einen Mittelpunkt zu schaffen. Dort finden Scherz und Ernst ihre Stätte: Pflege des Gesanges und der Musik, Turnerei in ausgedehntem Maße, Spiel und Tanz, daneben Pflege des Geistes durch Bibliotheken und volkswirtschaftliche Vorträge. Zweierlei erscheint dabei für die Bestrebungen des Verfassers beherzigenswert. Erstens bewegt sich dabei der Patriarch mitten unter seinen Arbeitern. Der eine schreibt: „Mehr als einmal bin ich bei Turnfestparaden als einfacher Turner in Reih und Glied marschiert, und mein Kutscher ritt als Adjutant des Zugmarschalls neben uns und kommandirte mich wie die andern.“ Das hat seinem Ansehen so wenig geschadet, wie einem andern, daß er je zehn seiner Leute regelmäßig zu seinen Regelabenden einlud. Das zweite betrifft die Mitwirkung der Arbeiter bei der Leitung der Vereine und bei der Anordnung von

Fabrikfestlichkeiten. Die Selbstverwaltung weckt das Ehrgefühl, und alle fühlen sich gemeinsam verpflichtet, daß das Fest einen schönen Verlauf nehme. Fabrikfeste sind die beste Probe für den Geist, der die Fabrik beseelt. Bei einem solchen Fabrikfeste hielt ein süddeutscher Patriarch eine Ansprache, die sich völlig mit den Anschauungen des Verfassers deckt. Er sagte unter anderem: „Erstens soll das Fest zeigen, wie sich das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, Vorgesetzten und Untergebenen heutzutage neu gestalten soll. Wir leben ja heute in einer Zeit der größten Umwälzungen auf dem Gebiete der Industrie und des Erwerbslebens. Senes Verhältnis soll nicht am Jahrestag seinen Abschluß finden. Zweitens soll es zeigen, daß man auch mit geringen Mitteln fröhlich sein kann und sogar fröhlicher, als wenn man im Übermaß und über seine Verhältnisse lebt. Und drittens soll es zum Ausdruck bringen, daß eine Fabrik, und wenn sie noch so groß ist, gewissermaßen eine Familie bilden soll, wie seiner Zeit beim Handwerksbetrieb.“ Daß die patriarchalischen Beziehungen auch in der Religionspflege ein Heilmittel für die Schäden unsrer Zeit erblicken, kann bei der Erfahrung, daß von allen Einrichtungen zum Wohle der Arbeiter die gottesdienstlichen und kirchlichen von dem nachhaltigsten und bleibendsten Segen sind, nicht auffallen.

Die Beschreibung eines Fabrikweihnachtsfestes schließt der Verfasser — im ersten Bande — mit den Worten: „Daß ich, um den Weihnachtsbaum recht fein aufzuputzen, die Früchte nicht alle demselben Baum entnommen habe, sondern die Äpfel von hier, die Birnen von dort, daß ich dabei ohne jede andre Rücksicht verfahren bin, den schönsten und eigentümlichsten Schmuck zusammenzutragen, sodaß jeder an diesem Allerweltsweihnachtsbaum die Blumen und Früchte findet, die er auch in dem eignen Garten ziehen zu können glaubt, wer wird mir das verübeln? Wenn es nur keine »künstlichen« Blumen und Früchte sind. Sie entstammen aber alle solch gesegneten Gefilden, von deren Pflege W. A. Huber sagt, sie würden die Ahnenprobe der Zukunft sein.“ Wir glauben diesen Satz auf das ganze vorliegende Werk anwenden zu können; auch in ihm finden wir keine „künstlichen“ Blumen und Früchte. Was uns die Freude an dem vielen Köstlichen, das das Buch birgt, herabdrückt, ist nur die leidige Thatsache, daß die beschriebenen Musterstätten trotz ihrer stattlichen Zahl die Ausnahmen und nicht die Regel sind: es sind „Oasen in einer Wüste.“ Auch dem Verfasser wird es daher als die köstlichste Frucht seiner Arbeit erscheinen, wenn sein Buch dazu beiträgt, viele zur Nachahmung dessen, was seine Patriarchen leisteten, anzufeuern.

